

**Dr. Markus Lehmkuhl, Projektleiter, Arbeitsstelle Wissenschaftsjournalismus, Freie Universität Berlin
Vortrag auf „Wissenswerte Bremen“, November 2015**

Wissenschaftskommunikation in der Kritik – der Wettbewerb um Aufmerksamkeit

Einleitungsvortrag gehalten auf der Wissenswerte in Bremen am 17.11.2015

Ich möchte mich zunächst bedanken für die Einladung, hier sprechen zu dürfen und gleichzeitig einräumen, dass ich ein bisschen ängstlich bin, weil im Dossier zu dieser Veranstaltung, das allen Referierenden zugestellt wurde, angekündigt wurde, man wolle meine Thesen „auf den Prüfstand“ stellen, was ja doch ein bisschen wie „Abgasuntersuchung“ klingt und wie die im schlimmsten Fall ausgehen können, wissen wir ja.

Trotz einer gewissen Ängstlichkeit ob des Prüfstandes, der hier rechts von mir aufgebaut ist, will ich mich in den folgenden 15 Minuten bemühen, diese Thesen nochmals knapp auszubreiten.

Beginnen möchte ich mit meiner Hauptthese: Die besagt ganz schlicht, dass sich innerhalb der Wissenschaftskommunikation und damit auch innerhalb der Wissenschaft selbst etwas ändern muss, wenn sie glaubwürdiger Aufklärer sein will in dem Sinne, dass sie der Gesellschaft relevante und zutreffende Informationen liefert.

Was sollte sich ändern? Die Wissenschaft muss sich von dem teils selbst auferlegten, teils oktroyierten Zwang befreien, öffentliche Resonanz erzeugen zu wollen. Sie muss sich davon lösen, ihre Botschaften auf angenommene Zielgruppen oder mediale Pub-

likationschancen auszurichten. Mit anderen Worten: Sie muss sich selbst eingestehen, dass viel ihrer derzeitigen Kommunikation unter dem Primat der Eigenwerbung steht und dass diese Priorisierung prinzipiell unvereinbar ist mit der Rolle eines glaubwürdigen gesellschaftlichen Aufklärers.

Nochmals in anderen Worten: Vieles von dem, was heute aus dem Wissenschaftssystem zu erwarten ist, ist nicht ausgerichtet auf möglichst große Sachadäquatheit und auch nicht auf möglichst gute Verständlichkeit, sondern ist geleitet von Überzeugungsabsichten. Und genau das untergräbt das weitverbreitete Vertrauen der Öffentlichkeit in die Botschaften der Wissenschaft. Denn dieses Vertrauen gründet sich ja auf der – häufig irrtümlichen - Überzeugung, hier einer Instanz gegenüberzustehen,

die ganz anders als andere gesellschaftliche Akteure dem Primat der Eigenwerbung gar nicht unterworfen ist.

Aus meiner Sicht würde das Problem der Wissenschaft mit ihrer Kommunikation aber nur unzureichend erfasst, würde man es lediglich darin sehen, dass man nun Übertreibungen oder allgemein Verzerrungen wissenschaftlicher Botschaften zu einem bloßen Vermittlungsproblem degradierte und so tut, als seien wissenschaftliche Paper selbst oder wissenschaftliche Expertisen in Gutachten oder Problemanalysen in Forschungsanträgen von der Notwendigkeit der Aufmerksamkeitserzeugung in werblicher Absicht völlig frei.

Wäre das so, könnte man es vielleicht bei moralischen Appellen an die einzelnen Wissenschaftler oder die ihnen behilflichen Wissenschaftskommunikatoren **belassen**,

Übertreibungen der Relevanz ihrer Befunde in der Öffentlichkeit doch bitte zu **unter-**lassen. Damit wäre zwar schon etwas gewonnen und es ist ein gutes Zeichen, dass sich mindestens Teile der professionalisierten Wissenschaftskommunikation dem annehmen.

Ich glaube allerdings, und damit komme ich zu meiner zweiten Hauptthese, dass das Problem sich nur unzureichend als kommunikative Fehlleistungen einzelner individueller Akteure begreifen lässt, der mit moralischen Appellen beizukommen wäre. Ich möchte es in zwei Fragen kleiden: Was, wenn die Übertreibung, die Verzerrung, die Sensationalisierung in werblicher Absicht tief eingelassen wäre in das, was wir vormals als Ausfluss hehren Wahrheitsstrebens verstanden haben mögen, nämlich das peer reviewed paper, die Gutachten von Expertengremien, die Problembeschreibungen in

Forschungsanträgen? Und was, wenn wir diese Art der Eigenwerbung nicht mehr lediglich verstehen können als Ausfluss einer irgendwie missverstandenen Adaption böser Medienlogiken, sondern als eines der Rezepte, mit denen der wissenschaftliche Erfolg gebacken wird? Eben dann hätten wir Grund zu der Annahme, dass die Wissenschaft selbst sich als gesellschaftliche Ressource für verlässliches Wissen entwertete.

Damit bin ich beim Zusammenspiel zwischen der wissenschaftlichen Publikationstätigkeit, also der Forschungskommunikation und der Wissenschaftskommunikation, deren verknüpfte Betrachtung eher unüblich ist. Bekanntlich sind die Zahl und der Impact wissenschaftlicher Veröffentlichungen in vielen Disziplinen ein entscheidendes Kriterium für den wissenschaftlichen Reputationserwerb. Es wird ungeheuer viel

publiziert. In gemessen am Drittmittelaufkommen „rising fields“ wie zum Beispiel dem der Antibiotika-Resistenzen, entstehen kontinuierlich eine Unzahl von neuen Ergebnissen, aktuell gibt es in diesem Feld etwa 2000 Reviews, die sich nur im ganz engen Sinne mit Antibiotika-Resistenzen beschäftigen.

Es gibt nun zwei Dynamiken, die Übertreibungen Vorschub leisten. Einerseits die Dynamik, dass insbesondere die auf Exzellenz und damit die auf „high impact“ ausgerichtete Forschung nicht auf die Reduzierung von Mehrdeutigkeit ausgerichtet ist, also etwa auf die Bestätigung, Relativierung oder Falsifizierung existierender Hypothesen. Sondern darauf, immer wieder neue interessante Ansätze und Ideen einzuführen, weil nur so geartete Forschungszuschnitte Aussicht haben, in high impact journals zu gelangen. Weil genau diese Orientierung systematisch belohnt wird, ist es mindestens nicht unplausibel anzunehmen, dass es das Einfallstor ist für Übertreibungen, Verlet-

zungen wissenschaftlicher Standards im Allgemeinen, die auch vor Betrug nicht Halt machen. Die Liste solcher auf Kante genährter einzelner Resultate in high impact journals ist mittlerweile lang.

Es gibt eine weitere Dynamik, die mit der bloßen Zahl von Ergebnissen zu tun hat. Die Fülle ist Ausdruck des Spezialisierungsgrades neuer Resultate, die zu einer Größe anwachsen kann, die es mindestens herausfordernd wenn nicht unmöglich macht, die in dieser großen Zahl von Ergebnissen eingelassene Vieldeutigkeit in Eindeutigkeit zu überführen. Ich will das unter großem Vorbehalt sagen: Aber angesichts der Zahl und der disziplinären Struktur der Publikationen, die sich nur im ganz engen Sinne den Antibiotika-Resistenzen widmen – man findet, wie gesagt, im web of science allein 2000 Reviews – könnte es zu einem aus der Alzheimer-Forschung bekannten parado-

xen Effekt kommen, dass die Vielzahl der Befunde und Perspektivierungen des Gegenstandes die Wissenschaft nicht beredter macht, sondern zum Schweigen bringt, weil kaum etwas übrig bleibt, das als wissenschaftlich gesichert Eingang finden kann in sachadäquate gesellschaftliche Problemdefinitionen etwa.

In so einer Gemengelage stellt sich die Frage, ob man in der Öffentlichkeit überhaupt noch etwas sagen kann, das nicht übertrieben oder auch untertrieben, allgemein verzerrt ist in dem Sinne, dass es einen wissenschaftlichen Kenntnisstand nicht sachadäquat widerspiegelt, weil die jeweiligen Sprecher einen für die Zwecke der gesellschaftlichen Kommunikation relevanten Kenntnisstand angesichts seiner Fülle und seiner Vieldeutigkeit gar nicht mehr repräsentieren können.

Das – würde ich sagen – sind meine Kernthesen. Ich verstehe das Wort „Prüfstand“ so, dass wir hier zusammengekommen sind, um unter anderem die Relevanz des aufgeworfenen Problems aus der je eigenen Perspektive zu qualifizieren. Ich möchte das hier für meine Perspektive – die des Sozialwissenschaftlers - tun.

Ich möchte einige Indizien nennen, die geeignet sind, Zweifel daran zu sähen, dass der ganz maßgebliche Referenzpunkt der Wissenschaftskommunikation die Sachadäquatheit von dem ist, was man weiß.

Kurz machen kann ich es bei einer von Petroc Sumner untersuchten Konstellation, in der es um die Kommunikation von biomedizinischen Forschungsergebnissen an die Öffentlichkeit via Pressemitteilungen geht. Darauf gründend kann man davon ausge-

hen, dass die Botschaften der Mitteilungen in 30 bis 40 Prozent der Fälle nicht durch das gedeckt sind, was man eigentlich gefunden hat. Im Einzelnen:

40 Prozent der Pressemitteilungen enthielten Handlungsempfehlungen, die durch die Studien nicht gedeckt waren. 33 Prozent enthielten kausale Statements, deren Basis bloß Korrelationen waren. Und 36 Prozent enthielten inakkurate Übertragungen von Tierexperimenten auf den Menschen.

Ganz Ähnliches lässt sich zusammenfassend sagen, wenn man darauf schaut, wie häufig in den wissenschaftlichen Papern selbst übertrieben wird, sichtbar da, wo etwa in den Conclusions etwas behauptet wird, was durch die zuvor präsentierten Daten nur unzureichend gedeckt ist. Gründend insbesondere auf den Arbeiten des französischen Neurowissenschaftlers Francois Gonon kann man davon ausgehen, dass in neurowis-

senschaftlichen Papern, die sich mit ADHS beschäftigen, Übertreibungen keine Ausnahmeerscheinung sind, und dass die Zahl der Paper, die übertreiben, korreliert mit dem Impact der Zeitschriften, in denen sie publiziert wurden. Konkret: Gonon kam am Beispiel von ADHS-Studien an Mäusen zu dem Ergebnis, dass 23 Prozent dieser 101 Studien die klinische Relevanz der Ergebnisse in den Conclusions übertrieben. Die Häufigkeit dieser Übertreibungen korrelierte positiv mit dem Impact der Journals, in denen sie publiziert waren (Gonon, Bezar, Boraud, & Ioannidis, 2011). Die Zahl der Paper ist zwar nennenswert, sie Forschungsliteratur ist aber nicht von Übertreibungen geprägt.

Man kann gestützt auf diese Arbeiten zusammenfassend sagen, dass wissenschaftliches Fehlverhalten der beschriebenen Art ein nennenswertes Ausmaß hat, das nicht

lediglich auf Einzelfälle beschränkt ist. {Fanelli 2009 #638; Gonon, Bezar, Boraud, & Ioannidis, 2011; Gonon, Konsman, Cohen, Boraud, & Boutron, 2012}).

Gestützt auf meine eigenen Arbeiten, namentlich auf qualitative Analysen sehr heterogen zusammengesetzter Einzelfälle aus den Neurowissenschaften und auf meiner qualitativ und quantitativ ausgerichteten Arbeit zur öffentlichen und wissenschaftlichen Repräsentationen der Gefährdungslage, die von Antibiotika resistenten Erregern ausgeht, ergibt sich, dass die Orientierung an sachlicher Adäquatheit an die Öffentlichkeit adressierter Mitteilungen regelhaft überformt ist von der Erwartung einer ganz bestimmten Resonanz, d.h. das, was man sagt und wie man es sagt, ist nicht nur daran orientiert, was man für sachlich adäquat hält, sondern regelhaft auch von einer ganz bestimmten Wirkungsabsicht geleitet, d.h. wie und was Wissenschaftler öffentlich sa-

gen, ist in fast allen Konstellationen, die wir untersucht haben, überformt vom Bestreben, eine ganz bestimmte, für sich selbst vorteilhafte oder allgemein erwünschte Resonanz zu erzeugen: man will Kollegen beeindrucken, man erhofft sich Vorteile in Verhandlungen mit dem eigenen Präsidium, man will den adaptierten Bedürfnissen des Journalismus Rechnung tragen, man will Probanden für eine Studie, man will Verfahren promoten, die einem selbst ökonomische Vorteile bringen, man will die Oberhand gewinnen in wissenschaftlichen Kontroversen, man will die Deutungshoheit über eine gesellschaftliche Problemlage, man will sich rechtfertigen gegenüber einem Drittmittelgeber.

Mit anderen Worten: Einer Aufklärungsabsicht lässt sich fast immer eine Persuasionsabsicht zuordnen. Obwohl das so ist, kommt es unseren Befunden zufolge aber nicht automatisch zu problematisierungswürdigen Verzerrungen oder gar Sensationalisie-

rungen durch die Wissenschaftler, so etwas bleibt beschränkt auf bestimmte Konstellationen, von denen eine besonders hervorhebenswert ist:

Wissenschaftler in hierarchisch herausgehobenen Positionen arbeiten in hochkompetitiven Wissenschaftsfeldern und versuchen via Öffentlichkeit Einfluss zu gewinnen auf Problemdefinitionen und Forschungspriorisierungen.

Dabei möchte ich es belassen.